

Redaktion:  
Wolfgang Kruse

# Politische Erinnerungskulturen

Kurseinheit 2:  
Historische Denkmäler und Ausstellungen zur gewaltsamen  
Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert:  
Entwicklungen und Debatten

Fakultät für  
**Kultur- und  
Sozialwissen-  
schaften**

---

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

## Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	2
Wolfgang Kruse, Schinkels <i>Neue Wache</i> in Berlin: Zur Geschichte des modernen politischen Totenkultes in Deutschland .....	5
Benjamin Ziemann, Die deutsche Nation und ihr zentraler Erinnerungsort. Das „Nationaldenkmal für die Gefallenen im Weltkriege“ und die Idee des „Unbekannten Soldaten“ 1914–1935 .....	25
Hans Walden, Der Streit um das Hamburger Kriegsdenkmal von 1936.....	53
Michael Jeismann, Zeichenlehre. Vom nationalen Kriegsgedenken zum kulturellen Gedächtnis.....	76
 <i>Aus den Debatten über die Neue Wache und das Holocaust-Mahnmal:</i>	
Christoph Stölzl, Die Trauer der Mutter. Plädoyer im Denkmalstreit um die Neue Wache: Sprechendes Mitleid statt sprachloser Stein .....	94
Reinhart Koselleck, Stellen uns die Toten einen Termin? Die vorgesehene Gestaltung der Neuen Wache wird denen nicht gerecht, deren es zu gedenken gilt.....	97
Eberhard Jäckel, An alle und jeden erinnern? Der Plan für ein Berliner Mahnmal zum Gedenken an den Judenmord darf nicht zerredet werden.....	104
Michael Wolffsohn, Am Tatort sollt ihr eingedenken. Gegen die Wattierung der Erinnerung durch zentrale Gedenkstätten .....	108
Reinhart Koselleck, Die falsche Ungeduld. Wer darf vergessen werden? Das Holocaust-Mahnmal hierarchisiert die Opfer.....	111
Ignatz Bubis, Wer ist hier intolerant? Holocaust-Mahnmal: Eine Replik auf Reinhart Koselleck.....	116
Lea Rosh, Was ist gültig? Die Alternativen wurden untersucht, jetzt sollen die Deutschen das Holocaust-Denkmal bauen.....	118
 <i>Zur sog. Wehrmachtsausstellung:</i>	
Hans-Ulrich Thamer, Vom Tabubruch zur Historisierung? Die Auseinandersetzung um die „Wehrmachtsausstellung“ .....	121
Hannes Heer, Vom Verschwinden der Täter. Die Auseinandersetzungen um die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ .....	134

## Einleitung

Das öffentliche historische Bewusstsein einer Gesellschaft findet seinen Ausdruck nicht zuletzt in symbolischen Akten und Inszenierungen. Einen besonderen Stellenwert nehmen dabei historische Denkmäler ein. Sie stellen Versuche dar, die Vergangenheit symbolisch auf die Gegenwart zu beziehen, sie für die Zeitgenossen zu deuten und damit auch eine auf Gegenwart und Zukunft bezogene Sinnstiftung zu leisten. Denkmäler dienen zugleich als Orte des kollektiven, oft auch offiziellen Gedenkens an vergangene, aber offenbar auch für die Gegenwart und ihr Selbstverständnis noch immer wichtige Geschehnisse. Dabei ist es keineswegs selbstverständlich, an was und in welcher Form monumental erinnert wird, d. h. zugleich welche Aspekte der Vergangenheit als erinnerungswürdig gelten sollen und auf welche Weise es angemessen erscheint, sie symbolisch auf die Gegenwart zu beziehen. In einer demokratisch-pluralistischen Gesellschaft wird der monumentale Erinnerungskult so mit innerer Notwendigkeit zum Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen, in denen historische Sinndeutungen expliziert werden. Ihre Analyse vermag dementsprechend zugleich Aufschluß über das Selbstverständnis und über die inneren Gegensätze einer Gesellschaft zu geben.

Vom Nationaldenkmal  
zum Kriegerdenkmal

Nachdem das 19. Jahrhundert vor allem im Zeichen des Baus von Nationaldenkmälern gestanden hatte<sup>1</sup>, ist im 20. Jahrhundert, dem Zeitalter der Weltkriege und ihrer Folgen, die monumentale Auseinandersetzung mit dem gewaltsamen Tod an ihre Stelle getreten. Millionen Kriegstote oft ohne eigene Grabstätte, später auch Millionen Opfer von Gewaltherrschaft, verlangten nach Orten der Erinnerung und stellten zugleich die unabweisbare Frage nach dem Sinn, nach der Bedeutung ihres Todes. Wie Reinhard Koselleck in einem bahnbrechenden Aufsatz gezeigt hat, ging und geht es beim monumentalen Kult des gewaltsamen Todes nicht um das Selbstverständnis der Toten, sondern immer um eine ex post geleistete Identitätsstiftungen der Überlebenden.<sup>2</sup> Ihre Entwicklung soll im folgenden anhand ausgewählter Texte durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts verfolgt werden.

Wir beginnen mit einem Aufsatz des Verfassers dieses Kurses über die Geschichte der Neuen Wache in Berlin, die bereits im frühen 19. Jahrhundert Funktionen eines Kriegerdenkmals gewonnen hatte und im 20. Jahrhundert

<sup>1</sup> Vgl. einleitend Wolfgang Hardtwig, Bürgertum, Staatssymbolik und Staatsbewußtsein im Deutschen Kaiserreich 1871–1914, in: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft*, Jg. 16, 1990, S. 269–295; Charlotte Tacke, *Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995.

<sup>2</sup> Reinhart Koselleck, *Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden*, in: Odo Marquard u. Karl-Heinz Stierle (Hg.), *Identität*, München 1979, S. 255–76; ferner ders. u. Michael Jeismann (Hg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994.

zuerst der Weimarer Republik, später der DDR und nun der erweiterten Bundesrepublik in unterschiedlichen, immer umstrittenen Formen als Denkmal zur Erinnerung des gewaltsamen Todes gedient hat bzw. dient. Es folgt ein Beitrag des Historikers Benjamin Ziemann, der die Auseinandersetzungen über das Projekt der Errichtung eines sog. Reichsehrenmales in der Weimarer Republik und während des Nationalsozialismus im internationalen Kontext betrachtet. Anschließend geht es in einem Beitrag von Hans Walden um die Geschichte eines Ende der Weimarer Republik entworfenen, 1934 eingeweihten Hamburger Kriegerdenkmals, das in den 1970er Jahren zum Gegenstand heftiger öffentlicher Debatten wurde, die zum Projekt einer Umdeutung des Denkmals durch monumentale Erweiterungen geführt haben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden trotz der Vielzahl der Opfer lange kaum neue Denkmäler an die Kriegstoten errichtet. Man beschränkte sich zumeist damit, an Denkmälern des Ersten Weltkrieges die Jahre 1939-1945 hinzuzufügen. Zu unsicher war man wohl oft, wie die Erinnerung monumental gestaltet werden sollte; zu unsicher auch, in welches Verhältnis die Gefallenen zu den Verbrechen des Nationalsozialismus und ihren Opfern gestellt werden könnten. Erst seit den 1960er Jahren wurden in der Bundesrepublik wieder vermehrt neue Denkmäler errichtet, die nun in der Regel gemeinsam an die, wie es oft hieß, Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft erinnern sollten; eine Formel, auf die man auch zurückgriff, als Berlin nach der Wiedervereinigung erneut zur deutschen Hauptstadt wurde und sich wieder die Frage nach einem repräsentativen Denkmal stellte. Die vom damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl entschiedene Debatte über die Neugestaltung der Neuen Wache als zentrale Gedenkstätte stand zugleich in engem Zusammenhang mit den hier anschließend in einem zusammenfassenden Aufsatz von Michael Jeismann und einzelnen Debattenbeiträgen behandelten, erbitterten öffentlichen Auseinandersetzungen über das von einer privaten Initiative propagierte Holocaust-Mahnmal, das erst kürzlich, im Mai 2005, der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Gefallenehrung nach  
1945

Es gab in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts eine Vielzahl weiterer, hier nicht behandelter Denkmalsdebatten. Erinnerung sei hier nur an die Diskussionen über die Wiederaufstellung des Denkmals von Friedrich dem Großen in Berlin, die Wiedererrichtung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals am sog. Deutschen Eck in Koblenz oder an die teilweise erbitterten Auseinandersetzungen über die Errichtung von Denkmälern zur Erinnerung an von der NS-Justiz hingerichtete Deserteure.<sup>3</sup> Auch diese und andere Denkmalsdebatten können selbstverständlich zum Gegenstand von Prüfungsleistungen, insbesondere von Hausarbeiten werden, ebenso wie Auseinandersetzungen über andere Formen der öffentlichen Symbolisierung oder Darstellung von Geschichte. Denn die öffentliche Vergegenwärtigung von Geschichte geht selbstverständlich nicht allein im Bau historischer Denkmäler auf, und auch ihre diversen

<sup>3</sup> Vgl. Deserteure. Eine notwendige Debatte, Hamburg 1990 (Geschichtswerkstatt, H. 22).

anderen Erscheinungsformen waren und sind oft mit öffentlichen Debatten verbunden. Dies wurde etwa deutlich, als es in den 1980er Jahren zu großen Diskussionen über das vom damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl angestoßene Projekt der Errichtung eines Deutschen Historischen Museums in Berlin, über seine Sinnhaftigkeit ebenso wie über die innere Ausgestaltung kam.<sup>4</sup> Ähnlich umstritten waren etwa der Umgang mit dem sog. Prinz-Albrecht-Gelände, dem ehemaligen Sitz von Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt und damit der Zentrale des NS-Terrorystems, oder mit dem DDR-offiziösen Antifaschismus, der lange Jahre die großen KZ-Gedenkstätten in Buchenwald und Sachsenhausen geprägt hat, nach 1989<sup>5</sup> sowie mit ihrer doppelten Geschichte nicht nur als nationalsozialistische Konzentrationslager, sondern auch als Sonderlager zur Inhaftierung von Nationalsozialisten und bald auch von Gegnern der Besatzungsmacht in der Sowjetischen Besatzungszone.<sup>6</sup>

Hier soll abschließend jedoch noch eine Debatte über eine weitere Form der öffentlichen Vergegenwärtigung der Vergangenheit behandelt werden, die in den letzten Jahren die deutsche Öffentlichkeit besonders bewegt hat. Es geht um die Auseinandersetzungen über die sog. Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialgeschichte, deren Thema die Beteiligung der Wehrmacht an den Verbrechen des Nationalsozialismus ist.

---

<sup>4</sup> Vgl. Geschichtswerkstatt Berlin (Hg.), Die Nation als Ausstellungsstück. Planungen, Kritik und Utopien zu den Museumsgründungen in Bonn und Berlin, Hamburg 1987.

<sup>5</sup> Vgl. Reinhard Rürup u. a. (Hg.), Topographie des Terrors – Gestapo, SS und Reichssicherheitsamt auf dem „Prinz-Albrecht-Gelände“. Eine Dokumentation, Berlin 1988; Hasko Zimmer u. a. (Hg.), Der Buchenwald-Konflikt. Zum Streit um Geschichte und Erinnerung im Kontext der deutschen Vereinigung, Münster 1999.

<sup>6</sup> Vgl. einleitend Gedenkstätte Buchenwald (Hg.), Zur Neuorientierung der Gedenkstätte Buchenwald, Weimar-Buchenwald 1992.

## Wolfgang Kruse, Schinkels *Neue Wache* in Berlin: Zur Geschichte des modernen politischen Totenkultes in Deutschland

Aus: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 50. Jg. 2002, S. 419-435

Zu Anfang des Jahres 1960 kam es in West-Berlin zu einem aufsehenerregenden Fund: Nach einem anonymen Hinweis stellten die Behörden in einem Schließfach am Bahnhof Zoo 117 hochwertvolle, aus einem Silberkern mit Platin-Goldüberzug bestehende Eichenblattnachbildungen sicher. Sie hatten ursprünglich, wie sich bald herausstellte, zu einem stilisierten Eichenkranz gehört, der 12 Jahre zuvor im Ostteil der Stadt entwendet worden war.<sup>7</sup> Dieser Räuberpistole aus der Berliner Nachkriegszeit können wir hier nicht weiter nachgehen. Für ihre Aufklärung wären wohl auch – bei allen durchaus vorhandenen Ähnlichkeiten – eher die Kompetenzen eines Detektivs als die eines Historikers gefordert. Die folgenden Ausführungen richten sich statt dessen auf die vielleicht weniger aufregende, für den Historiker aber um so aufschlußreichere Geschichte des Gebäudes, in dem der Eichenkranz vor dem Diebstahl aufbewahrt worden war. Es handelt sich um die für ihre stilistische Durchformung oft als architektonisches Meisterwerk gerühmte Neue Wache, die vom frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart diversen deutschen Staaten in höchst unterschiedlichen Formen als Denkmal zur Erinnerung an Kriege, Siege und gewaltsamen Tod gedient hat.<sup>8</sup> Im Herzen von Alt-Berlin gelegen, Unter den Linden, zwischen der Humboldt-Universität und dem Zeughaus des Stadtschlosses, dem heutigen Deutschen Historischen Museum, war die Neue Wache immer ein zentraler gedächtnispolitischer Ort mit weit über Berlin hinausreichender Ausstrahlung. Ihre Geschichte vermag zugleich Aufschluß über die allgemeinere Entwicklung des politischen Kriegs-, Gefallenen- und Totenkultes in der neueren deutschen Geschichte zu geben; eines Kultes, der nicht zuletzt wegen der so sinnheischenden Problematik des massenhaften gewaltsamen Todes in Form einer keineswegs nur rückwärtsgewandten „Sinnstiftung der Überlebenden“ auch eine gestaltende Rolle für die Ausbildung politischer und nationaler Identitäten gespielt hat und auch in der Gegenwart noch spielt.<sup>9</sup>

Ein Fund

<sup>7</sup> Vgl. Berliner Morgenpost, 12. 2. 1960.

<sup>8</sup> Vgl. Christoph Stölzl (Hrsg.), *Die Neue Wache Unter den Linden. Ein deutsches Denkmal im Wandel der Geschichte*, Berlin 1993; Daniela Büchten/Anja Frey (Hrsg.), *Im Irrgarten deutscher Geschichte. Die Neue Wache 1918 bis 1993*, Berlin 1994; Laurenz Demps, *Die Neue Wache. Entstehung und Geschichte eines Bauwerks*, Berlin (Ost) 1988; Robert Halbach (Hrsg.), *Nationaler Totenkult. Die Neue Wache. Eine Streitschrift zur zentralen deutschen Gedenkstätte*, Berlin 1995.

<sup>9</sup> Vgl. grundlegend Reinhart Koselleck, *Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden*, in: Odo Marquard/Karl-Heinz Stierle (Hrsg.), *Identität*, München 1979 (Poetik und Hermeneutik, Bd. VIII), S. 255–276; Reinhart Koselleck/ Michael Jeismann (Hrsg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München/Paderborn 1994; im Überblick: Meinold Lurz, *Kriegerdenkmäler in Deutschland*, 6 Bde., Heidelberg 1985–1987.

### *Königswache und Siegesmonument 1818-1918*

Das Bauwerk

Erbaut wurde die Neue Wache – architektonisch eine klassizistische »Synthese aus einem römischen Castrum und einem griechischem Tempel«<sup>10</sup> – in den Jahren 1816–1818 nach den Plänen und unter der Leitung des Geheimen Oberbau Rates im preußischen Finanzministerium, Karl Friedrich Schinkel. Der von König Friedrich-Wilhelm III. initiierte Bau stand in verschiedenen Zusammenhängen. Planungen für eine städtebauliche Erneuerung der heruntergekommenen Schloßgegend hatte es schon seit 1803 gegeben; ihnen fiel die „Alte Schloßwache“ nach dem Sieg über Napoleon schließlich zum Opfer. Es war, des weiteren, bereits ein Ausdruck der nunmehr einsetzenden Restaurations-tendenzen, als der Monarch die Bildung eines exterritorialen, selbständigen Schloßbezirkes anordnete, unabhängig von der im Zuge der Reformen entstandenen bürgerlich geprägten Berliner Stadtverwaltung; damit gewann die sogenannte Königswache auch eine besondere militärisch-administrative Funktion. Hinzu kam ferner – und dies erklärt weitgehend den großen Einfluß, den der König persönlich auf den Bau der Wache nahm –, daß Friedrich-Wilhelm nicht im Schloß, sondern in dem unmittelbar gegenüberliegenden Kronprinzenpalais residierte. Am wichtigsten für die konkrete Gestaltung der Neuen Wache, wie sie bald heißen sollte, aber war noch etwas anderes: Sie stand nicht für sich allein, sie gewann ihren monumentalen Charakter vielmehr als Teil eines größeren Ensembles, eingeordnet in die ebenfalls von Schinkel entworfene Gesamtplanung für eine „via triumphalis“ der preußischen Militärmonarchie, die vom Brandenburger Tor bis zum Schloß führen und einen angemessenen öffentlichen Rahmen für die Inszenierung militärischer Siegesparaden und monarchischer Feiern bieten sollte.<sup>11</sup>

Ihrer primären Funktion nach war die Neue Wache kein Kriegs- und auch kein Kriegerdenkmal, sondern ein Funktionsbau als Sitz des königlichen Wachregiments. Gleichwohl diente das im Fries des Säulenvorbaus von zehn Viktorien geschmückte Gebäude als Teil der „via triumphalis“ nicht nur der Erinnerung an den Sieg über Napoleon, es stand zugleich auch in enger Beziehung zu dem in dieser Zeit einsetzenden monumentalen Gefallenenkult, der in Preußen-Deutschland zu Anfang und noch lange darüber hinaus in die dominierende Feier der siegreichen Kriege der Militärmonarchie eingeordnet war.

Der moderne Gefallenenkult hatte in Preußen mit der Verordnung des Königs vom 5. Mai 1813 zur „Stiftung eines bleibenden Denkmals für die, so im Kampfe für Unabhängigkeit und Vaterland blieben“ seinen Ausgang genom-

<sup>10</sup> Jürgen Tietz, Schinkels Neue Wache Unter den Linden. Baugeschichte 1816–1993, in: Stölzl (Hrsg.), Die Neue Wache, S. 1–93, hier S. 14.

<sup>11</sup> Vgl. Helmut Engel/Wolfgang Ribbe (Hrsg.), Via triumphalis. Geschichtslandschaft „Unter den Linden“ zwischen Friedrich-Denkmal und Schloßbrücke, Berlin 1997.



men.<sup>12</sup> Die Gefallenen sollten auf Gedächtnistafeln in den Regimentskirchen und in den Kirchen ihrer Heimatgemeinden erinnert und geehrt werden. Zu Beginn der Befreiungskriege gegen das napoleonische Frankreich erlassen, ging es bei den Ehrungen wesentlich um die sinnstiftende Motivierung der Bürgersoldaten, die im Zeichen der allgemeinen Wehrpflicht, aber auch als national begeisterte Freiwillige am Krieg teilnahmen. Die Neue Wache blieb von diesem gewissermaßen demokratischen, nun alle Gefallenen denkmals- und heldenfähig machenden Impetus scheinbar unberührt, sie wurde demonstrativ verbunden mit der traditionellen Form des Feldherrendenkmal: flankiert von den Generälen Bülow und Scharnhorst, denen sich später noch in etwas größerer Entfernung Blücher, Yorck und Gneisenau zugesellten.<sup>13</sup> Allerdings hatte Schinkel für den Dachgiebel ein antikisierendes Tympanonfeld entworfen, das neben Kampf und Sieg auch „Überwältigung und Trauer um einen gefallenen Helden“ zum Ausdruck bringen sollte.<sup>14</sup> Es wurde jedoch auf Geheiß des Königs nicht ausgeführt und erst unter seinem Nachfolger, Jahrzehnte später, angebracht.

Die hohen Kosten werden gemeinhin als Begründung angeführt, doch manches spricht dafür, daß der Monarch sich damit zugleich auch gegen einen „demokratisierten“ Heldenbegriff wandte, der nicht nur mit der allgemeinen Wehrpflicht, sondern auch mit den nationaldemokratischen Hoffnungen verbunden war, die die Befreiungskriege mitgetragen hatten. Für das gleichzeitig, ebenfalls von Schinkel, errichtete Kreuzbergdenkmal jedenfalls verwarf Friedrich-Wilhelm III. genau aus diesem Grunde die Übernahme der während des Krieges, als man die Soldaten noch zum Kampf motivieren wollte, entworfenen Inschrift der Gedächtnistafeln – „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland“ – zugunsten einer von August Böckh verfaßten Inschrift, die sowohl den Vorrang der Monarchie als auch die sinnstiftende Indienstnahme des Soldatentodes in geradezu paradigmatischer Weise zum Ausdruck brachte: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“

Ein königliches Siegesdenkmal

Wie sehr jedoch die monarchische Perspektive und die Feier des Sieges hier noch die legitimierende Sinnstiftung des Soldatentodes in den Hintergrund drängten, zeigen die engen Verbindungen zwischen der Neuen Wache und den zwei anderen bedeutenden Berliner Kriegsdenkmälern der Zeit, dem Kreuzbergdenkmal und dem Brandenburger Tor, auf das die dorischen Säulen der Neuen Wache am anderen Ende der „via triumphalis“ verwiesen. Ursprünglich

<sup>12</sup> Abgedr. in: Gesetz-Sammlung für die Königlich Preußischen Staaten des Jahres 1813, Verordnung 175, S. 65 f.

<sup>13</sup> Vgl. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. I, S. 205–210.

<sup>14</sup> So Schinkel in seinen Erläuterungen zur „Sammlung Architektonischer Entwürfe“ aus dem Jahre 1819, zit. nach: Karl Friedrich Schinkel 1781–1841, hrsg. v. d. Staatlichen Museen zu Berlin, Berlin (Ost) 1981, S. 142.

als Friedenstor errichtet, wurde es nun in ein Siegestor umgewandelt, als die von Napoleon zurückeroberte Quadriga nicht nur an ihren angestammten Platz zurückgestellt, sondern auch mit Lorbeerkranz, Adlerfigur und einem großen Eisernen Kreuz geschmückt wurde; dem Symbol also, das – ebenfalls von Schinkel entworfen – zu Beginn der Befreiungskriege als neuer preußischer Kriegsorden gestiftet worden war und das nun neben den überlebenden Kriegshelden auch die Gedächtnistafeln für die Gefallenen zierte.

Ähnlich verhielt es sich mit dem 1821 eingeweihten Denkmal auf dem Tempelhofer Berg, der so erst seinen heutigen Namen Kreuzberg erhielt. Vielfach geschmückt durch Eisene Kreuze, nahm das Denkmal die zehn Siegesgöttinnen am Vorbau der Neuen Wache gestalterisch auf und personifizierte sie in der Form von zehn – teilweise aus der königlichen Familie stammenden – Feldherren.<sup>15</sup> Ursprünglich geplant als Verbindung von Krieger- und Nationaldenkmal, erfuhr es nicht nur eine monarchische Umdeutung, es benannte vielmehr auch die zehn wichtigsten militärischen Siege über Napoleon; verlorene Schlachten dagegen, und damit implizit auch die dort gefallenen Soldaten, erschienen offenbar noch nicht denkmalswürdig. Im Zeichen der kriegerischen Erfolge Preußen-Deutschlands, die jeweils mit großen Siegesparaden Unter den Linden gefeiert wurden, blieb die Ein-, ja die Unterordnung des Gefallenenkultes unter die Feier der siegreichen Militärmonarchie auch im Deutschen Kaiserreich prägend. Die 1875 errichtete Siegessäule am Reichstag (später am Großen Stern), die zum Vorbild für Kriegerdenkmäler überall in Deutschland wurde,<sup>16</sup> zeigt dies in aller Deutlichkeit. Die so erweiterte „Triumphstraße“ diente insbesondere unter Wilhelm II. als bevorzugter Ort für pompöse militärische Paraden und monarchische Feste.

Ein Zentrum des preußischen Militärstaates

Die Neue Wache wurde dabei als Funktionsbau wie als symbolischer Ort zu einem Zentrum des preußisch-deutschen Militärstaates: Hier wurden die Tagesbefehle für die Berliner Garnisonen ausgegeben, hier wurde täglich die Wachablösung zelebriert, hier war auch seit 1900 das zentrale militärische Telegraphen- und Postamt untergebracht. In den Arrestzellen der Wache hatten bereits gefangengesetzte Revolutionäre von 1848 eingesessen, hier ließ aber auch, voll subversiver Ironie, der „Hauptmann von Köpenick“ seinen prominenten Gefangenen abliefern – bei einem gerade das Wachregiment kommandierenden, peinlich berührten Prinzen aus der kaiserlichen Familie. Auf den Stufen der Neuen Wache wurde schließlich am 1. August 1914 von einem Leutnant die Mobilmachungsorder verlesen, vier Jahre später folgten die Demobilisierung und die Besetzung durch revolutionäre Arbeiter und Soldaten.

<sup>15</sup> Vgl. Karl Friedrich Schinkel 1781–1841, S. 98 f.; Michael Numgesser, Das Denkmal auf dem Kreuzberg von Karl Friedrich Schinkel, Berlin 1987; allgemein Thomas Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: ders., Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte, Göttingen 1976, S. 133–73, hier S. 141.

<sup>16</sup> Vgl. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 2.

## *Gedächtnisstätte für die Gefallenen des Weltkrieges in der Weimarer Republik*

Mit dem Zusammenbruch der Militärmonarchie in der Novemberrevolution 1918 verlor die Neue Wache zwar ihre Funktion, nicht aber ihre symbolische Bedeutung. Im Gegenteil, seit Mitte der zwanziger Jahre rückte sie erneut in den Mittelpunkt der für die Weimarer Republik so zentralen Auseinandersetzungen über die symbolische Legitimation der alten und der neuen Ordnung, wie sie wesentlich um den Ersten Weltkrieg kreisten.<sup>17</sup> Anstoß dazu gab eine Initiative von Reichspräsident Friedrich Ebert und Reichskanzler Joseph Wirth, die anlässlich des 10. Jahrestages des Kriegsbeginns am 3. August 1924 die Errichtung eines Reichsehrenmals vorschlugen.<sup>18</sup> Die monumentale Erinnerung an die Gefallenen sollte der inneren Einigung des deutschen Volkes und der politischen Integration der von Krisen geschüttelten Republik dienen. Doch wurde schnell deutlich, daß der Gefallenenkult dies kaum würde leisten können. Denn die nach Eberts Rede vorgesehenen Schweigeminuten wurden von einem „Sängerkrieg“ gestört: Kommunistische Kriegsgegner stimmten die „Internationale“ an, Nationalisten antworteten mit der „Wacht am Rhein“ und im Anschluß kam es zu langanhaltenden Ausschreitungen und Straßenschlachten zwischen rechten und linken Demonstranten.

Der Weimarer Republik bzw. den sie tragenden politischen Kräften wird in der neueren Forschung oft der Vorwurf gemacht, sie hätten die Erinnerung an den Krieg im allgemeinen und den Gefallenenkult im besonderen der politischen Rechten überlassen, ja sie hätten nicht einmal den Versuch gemacht, der nationalistischen Mythologisierung von Krieg und Heldentod eine spezifisch republikanische, über die intellektuelle Ideologiekritik hinausweisende Mythologisierung des Kriegserlebnisses entgegenzustellen.<sup>19</sup> Wie so etwas jedoch unter den spezifischen Bedingungen der deutschen Geschichte – nicht nur des verlorenen Krieges, sondern auch der Kriegsschuldproblematik und der nicht zuletzt von Soldaten getragenen Novemberrevolution – hätte aussehen können, bleibt dabei zumeist offen. Das Beispiel der Neuen Wache spricht aber eher dafür, die

Eine Angelegenheit der politischen Rechten?

<sup>17</sup> Vgl. zuletzt Bernd Buchner, *Um nationale und republikanische Identität. Die deutsche Sozialdemokratie und der Kampf um die politischen Symbole in der Weimarer Republik*, Bonn 2001; ferner U. Heinemann, *Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik*, Göttingen 1983; allgemein: Detlev Lehnert/Klaus Megerle (Hrsg.), *Politische Teilkulturen zwischen Integration und Polarisierung. Zur politischen Kultur der Weimarer Republik*, Opladen 1990.

<sup>18</sup> Vgl. Lurz, *Kriegerdenkmäler in Deutschland*, Bd. 4, S. 49 f.

<sup>19</sup> So Bernd Hüppauf, „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“, *Todesbilder aus dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit*, in: ders. (Hrsg.), *Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft*, Königstein/ Ts., S. 55–91; Benjamin Ziemann, *Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Veteranenverband der sozialistischen Arbeiterschaft*, in: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), S. 357–98. Vgl. Lurz, *Kriegerdenkmäler in Deutschland*, Bd. 4, S. 47–81.

Schwäche der republikanischen Thematisierung der Kriegserfahrungen anders zu verorten. Sie lag weniger in einer Unterlassung als in Form und Gehalt, d. h. in dem Versuch einer einheitsstiftenden, nicht-polarisierenden Gefallenenenehrung, wie sie sich gerade angesichts von Tod und Leid anzubieten schien, wie sie zugleich aber auch mit innerer Logik affirmative, die Verstrickungen in die Kriegspolitik des Kaiserreiches reproduzierende Züge gewann. Diese Erinnerungsform vermochte weder die radikale Linke noch die radikale Rechte zu integrieren, sie stand zugleich aber nach rechts weit offen. Denn sie war nicht in der Lage, einen klaren symbolischen Bruch zwischen kriegerischer Monarchie und friedfertiger Republik zu ziehen, und nahm so eine enge Verbindung zum nationalistischen Totenkult auf, seinen Topoi und Symbolen, die im Kampf um die kulturelle Hegemonie schließlich dominierten. Doch vorerst trat die innere Zerrissenheit der Republik in den Vordergrund, die Initiative von Ebert und Wirth verlor sich in einem höchst kontroversen, kaum noch ergebnisfähigen Diskussionsprozeß.<sup>20</sup> Die Berliner Stadtverwaltung, die preußische Regierung und auch der Reichspräsident hatten dabei für den Umbau der Neuen Wache zum Reichsehrenmal plädiert, eine Mitarbeiterin der benachbarten Museumsinsel hatte gar den langfristig wegweisenden Vorschlag gemacht, im Innenraum eine Skulptur aufzustellen, die „in Idee und Form deutsch, wie keine andere“ sei, eine Versper- oder Beweingruppe: „Man pflegt sie Pietà zu nennen.“<sup>21</sup> Doch solche Überlegungen scheiterten am Widerstand der Frontkämpferverbände, die gemeinsam für ein Denkmal in der freien Natur votierten, sich jedoch weder über den Ort noch gar über die plastische Gestaltung und die inhaltliche Aussage einigen konnten. Vor diesem Hintergrund beschloß die preußische Regierung unter Ministerpräsident Otto Braun Ende 1929, den Umbau der Neuen Wache zu einem Kriegerdenkmal nun selbständig zu realisieren. Da sich die Reichsregierung bald zur Beteiligung veranlaßt sah, wurde die neue Gedächtnisstätte in der Neuen Wache schließlich doch nicht nur den preußischen, sondern allen deutschen Gefallenen des Weltkriegs gewidmet.

#### Der Ideenwettbewerb

Ausgeschrieben wurde ein engerer Ideenwettbewerb, zu dem die Koryphäen der zeitgenössischen Baukunst eingeladen wurden: Peter Behrens, Erich Blunck, Hans Grube, Hans Poelzig, Ludwig Mies van der Rohe und Heinrich Tessenow. An sie erging die Aufforderung, Vorschläge für eine Neugestaltung des Innenraums der Wache zu entwerfen, die den folgenden Vorgaben verpflichtet sein sollte: „Das in organischem Bezug zum Äußeren zu entwickelnde Innere soll einen schlichten, weihevollen Eindruck gewähren; es soll die Möglichkeit bieten, Kränze niederzulegen und bei größeren Veranstaltungen feierlich Einzug zu halten.“<sup>22</sup> Wendungen wie diese bieten Anlaß, sich herablassend

<sup>20</sup> Vgl. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 4, S. 47–81.

<sup>21</sup> Vorschlag von Prof. Dr. Schottmüller, zit. nach: Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 4, S. 55.

<sup>22</sup> Zit. n. Martin Kiessling u. a., Die Neue Wache als Gedächtnisstätte für die Gefallenen des Weltkrieges, Berlin 1931, o. S.

über formalistische, ohne inneres Anliegen initiierte „Kranzabwurfstellen“ zu mokieren, andererseits ist der Gedanke, bei der Gestaltung eines solchen Monumentes auch repräsentative Akte einzubeziehen, nicht zu verwerfen. Problematischer war vielmehr die inhaltliche Vorgabe eines nicht nur schlichten, sondern auch wehevollen Charakters der Gedächtnisstätte. Denn darin war eine Tendenz zur Sakralisierung des soldatischen „Opfertodes“ angelegt, wie sie das Monument schließlich prägen sollte. Ausgewählt wurde der Entwurf von Tessenow, weil hier die „wehevoll, zur Andacht zwingende Feierlichkeit“<sup>23</sup> des Raumes besonders gut gestaltet zu sein schien: In der Mitte eines schlichten, weitgehend leeren Raumes stand ein altarförmiger, zwei Meter hoher Kubus aus schwarzem Granit, auf dem, beleuchtet durch ein rundes Oberlicht, ein metallener gold-silberglänzender, von Ludwig Gies gestalteter Eichenkranz lag; im Hintergrund zwei schlanke Kerzenständer, davor die schlichte Inschrift 1914/1918.

Die Entscheidung für diesen Entwurf war höchst umstritten – in der Kommission wie in der Öffentlichkeit.<sup>24</sup> Am bekanntesten ist heute wohl das Urteil von Ernst Kracauer, der in der *Frankfurter Zeitung* eine Eloge auf den „Anstand des Tessenowschen Entwurfs“ veröffentlichte, der „den Schmuggel mit metaphysischer Konterbande zu vermeiden gewußt und sich auf die würdige Proportionierung des Gedächtnisortes beschränkt“ habe.<sup>25</sup> Dieses Urteil wird verständlich, wenn man sich die typischen Kriegerdenkmäler der Zwischenkriegszeit ins Gedächtnis ruft: heldische Soldatenfiguren, kriegerische Raubvögel, dumpf-monolithische Blöcke. „Invictis victi victuri!“ so brachte die Inschrift auf dem 1926 errichteten Denkmal der benachbarten Berliner Universität den revanchistischen Charakter des monumentalen Gefallenenkultes so elitär wie trefflich auf den Punkt: „Den Unbesiegten“, heißt das in freier Übersetzung, „von den Besiegten und zukünftigen Siegern“. Doch so sehr sich Tessenows Denkmalsentwurf von diesem offenen Revanchismus abhob, bei genauerer Betrachtung wird auch hier eine Tendenz zur Verklärung, ja zur Sinnstiftung des Soldatentodes deutlich, die auch vielen kritischen Zeitgenossen nicht entgangen ist.

Die Entscheidung

Bereits in der Kommission, die sich mit der denkbar knappen Mehrheit von 5 : 4 Stimmen für Tessenow entschieden hatte, war die „frauenhafte Güte“ seines Entwurfs kritisiert worden, die, so Reichskunstwart Redslob, „die Verklärung und die Erhebung darstellt und zwar in einer Form, welche dem Schrecknis ein zartes und sanftes Motiv entgegenstellt“.<sup>26</sup> Der Berliner Stadtbaurat Wagner

Die öffentliche Debatte

<sup>23</sup> So Ministerialrat Behrendt, zit. nach: Anja Frey, Ein Blümlein aufs Millionengrab, in: dies./Büchten, Im Irrgarten deutscher Geschichte, S. 20–30, hier S. 25.

<sup>24</sup> Vgl. neben Frey, Ein Blümlein, auch Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 4, S. 87–97.

<sup>25</sup> *Frankfurter Zeitung*, 3. 6. 1931.

<sup>26</sup> Zit. nach: Frey, Ein Blümlein, S. 25; hier auch das folgende Zitat.

urteilte gar über die Kandelaber: „Hier sage ich kategorisch nein! Der Weltkrieg war mir am Chemin des dames ein anderes Erlebnis.“ An diesem Punkt setzte auch die öffentliche Kritik an, die – neben anonymen nationalsozialistischen Schmähchriften gegen das „Berliner Judenmal“ – vor allem von der politischen Linken stammte. Während die kommunistische *Rote Fahne* kritisierte, daß der deutsche Imperialismus nun „sein reaktionäres Gesicht mit einer ‚fortschrittlichen‘ architektonischen Fassade“ maskiere, zielte die linksintellektuelle Kritik gerade auf diese Fassade. „Ein steifes und diskretes Monument, schön proportioniert wie eine Konfektpackung, mahnt von diesem Herbst ab in der Hauptstadt des Deutschen Reiches an die Jahre des Grauens und der Verzweiflung. Es ist ja auch schon so lange her“, spottete in den *Sozialistischen Monatsheften* der Architekturkritiker Adolf Behne.<sup>27</sup> Am schärfsten aber formulierte Ernst Kállai in der *Weltbühne* den Vorwurf, daß es dem Denkmal zwar „nicht an weihevoller Andacht und an gedämpften Schatten der Trauer“ fehle, „aber auch nicht an milder Verklärung. Doch im Namen welcher kosmischen Böswilligkeit, welcher Göttergrimasse, welcher höllischen Instanz“, so brachte Kállai die Problematik des monumentalen Gefallenenkultes schlechthin auf den Punkt, „soll (eigentlich) verklärt werden? Und was, zum Teufel? Die große Schlachtbank?“

Die linke Kritik

Kállais Kritik wies nachdrücklich darauf hin, daß die „schrillsten Dissonanzen der Menschheitsgeschichte“ kaum auf harmonisierende und integrierende Weise einen adäquaten Ausdruck würden finden können. „Jedes Pantheon der Kriegsgefallenen bleibt mehr oder weniger fromme Pose“, stellte er fest, „wenn es nicht zugleich auch eine Schreckenskammer ist von restlos enthüllender Anschaulichkeit aller Kehrseiten der großen Kriegsmedaille. Baut konservierte Schützengräben, Drahtverhaue, Unterstände und Granattrichter auf, mit Leichen und Gestank, mit Blut und Dreck. Dazu die Herren Kommandierenden und Regierenden in Lebensgröße, wohl bestallt und – gepflegt. Setzt Zahlen und Bilder darüber: Bilanz von Kriegsgewinn und Kriegselend. Kriegsverdienter und Kriegskrüppel, Kriegshuren und Kriegswaisen. Und als Bekrönung den Christus mit der Gasmasken von George Grosz. Und dann seht zu, ob ihr einen schönen Raum daraus machen könnt, von edlen Proportionen und abgeklärter Stimmung. Amen.“<sup>28</sup>

<sup>27</sup> Adolf Behne, Das preußische Kriegermal, in: Sozialistische Monatshefte 36 (1930), Bd. 72, S. 891–893; ähnlich kritisch auch Bruno Taut im Berliner Tageblatt, 29. 7. 1930.

<sup>28</sup> Ernst Kállai, Ehrenmal-Grauenmal, in: Die Weltbühne 26 (1930), Bd. 2, S. 284 f. Der Hinweis auf den „Christus mit der Gasmasken“ bezieht sich auf ein Bühnenbild von Georg Grosz für Erwin Piscators Aufführung der „Abenteuer des braven Soldaten Schweijk“ im Jahre 1928, das in den Folgejahren die Justiz und die Öffentlichkeit beschäftigte. Wegen des zugehörigen Bildbandes standen Grosz und sein Verleger Wieland Herzfelde 1928–1931 im sogenannten Gotteslästerungsprozeß vor Gericht, wurden erst verurteilt, dann freigesprochen, schließlich wurde die Vernichtung des Bildes verfügt. 1930 ging die Justiz im „Freidenker-Prozeß“ auch gegen einen kommunistischen Künstler vor, der eine unautorisierte plastische Gestaltung des Bildes hergestellt hatte. Vgl. Rosamunde Neuge-

Dies war nun zweifellos kein denkmalfähiges Programm, zumal unter zeitgenössischen Bedingungen. Doch die historische Problematik tritt hier um so deutlicher zutage: Zwischen einer (gerade angesichts des gewaltsamen Todes und der Trauer der Hinterbliebenen höchst schwierigen) kritischen Provokation einerseits und den Soldatentod verklärenden und damit in enge Verbindung zu militaristischen und nationalistischen Sinnstiftungen tretenden Motiven andererseits war im Deutschland der Zwischenkriegszeit kaum Raum für eine Gefallenenehrung, die die verschiedenen politischen Lager hätte, wie eigentlich intendiert, zusammenführen können. Dies war beispielsweise in England und Frankreich – Ländern, die weder mit der Kriegsschuldfrage noch mit Niederlage und politischem Systemwechsel belastet waren – ganz anders, hier konnten die Grabmäler des bekannten Soldaten dem parteipolitischen Kampf entrücken und damit tatsächlich – auf nicht militaristische Art – einheitsstiftend wirken.<sup>29</sup> In Deutschland aber dominierte eine Polarisierung, die auch die gemäßigeren Formen des Gefallenenkultes auf die eine oder auf die andere Seite rückte. So wurden die künstlerisch hochwertigen monumentalen Auseinandersetzungen mit dem Kriegstod etwa von Käthe Kollwitz und Ernst Barlach in ihrer öffentlichen Wirkung zu antimilitaristischen, die politische Rechte provozierenden Mahnmalen.<sup>30</sup> Die von Heinrich Tessenow umgestaltete Neue Wache dagegen war trotz der dezenten Töne mit ihrer weihevollen, verklärenden Symbolik weit offen für die erneute Sinnstiftung des Soldatentodes.

Diese Problematik wurde auch im Zusammenhang der Einweihungsfeierlichkeiten am 8. Juni 1931 deutlich.<sup>31</sup> Zwar fehlten größtenteils die Generäle des alten kaiserlichen Heeres, die sich weigerten, gemeinsam mit dem „vaterlandslosen Gesellen“ Otto Braun aufzutreten; auch der „Stahlhelm“ boykottierte die Veranstaltung, weil nicht nur das republikanische „Reichsbanner schwarz-rot-gold“, sondern auch der „Bund jüdischer Frontsoldaten“ teilnahmen. Trotzdem aber ergab sich ein durchaus militärisch geprägter Gesamteindruck, der – mit Ehrensäulen und Glockengeläut – ganz in der Tradition einer Synthese kirchlicher, staatlicher und militärischer Gefallenenehrung stand: Eine Ehrenkompanie des Berliner Wachregiments mit Fahnen der kaiserlichen Armee marschierte auf, es folgten Einheiten der verschiedenen Waffengattungen, als Ehrengäste fungierten die Spitzen von Militär, Staat, Kirche und Gesellschaft. Im Mittel-

Die Einweihung

---

bauer, Der Satire wird der Prozeß gemacht – der Fall Grosz, in: Peter-Klaus Schuster (Hrsg.), Georg Grosz. Berlin – New York, Berlin 1994, S. 166–74, hier S. 171 f.

<sup>29</sup> Vgl. Volker Ackermann, „Ceux qui sont pieusement morts pour la France ...“ Die Identität des Unbekannten Soldaten, in: Jeismann/Koselleck (Hrsg.), Der politische Totenkult, S. 281–314; Ken S. Inglis, Grabmäler für Unbekannte Soldaten, in: Stölzl (Hrsg.), Die Neue Wache, S. 150–171.

<sup>30</sup> Vgl. Ursel Berger, „Immer war die Plastik die Kunst nach dem Kriege“, Zur Rolle der Bildhauerei bei der Kriegerdenkmalproduktion in der Zeit der Weimarer Republik, in: Rainer Rother (Hrsg.), Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges, Berlin 1994, S. 423–434.

<sup>31</sup> Vgl. Kiessling, Die Neue Wache als Gedächtnisstätte, hier auch die folgenden Zitate.

punkt stand Reichspräsident Paul von Hindenburg, der „in Generalfeldmarschallsuniform mit Ordensband und Marschallstab“, begleitet von militärischem Gefolge, die Fahnenkompanie abschritt und dann in der Wache einen Kranz niederlegte, in „bewegtem Gedenken an die vielen, die in den mehr als vierjährigen Verteidigungskämpfen gegen eine Welt von Feinden in Treue ihr Leben gegeben haben“.

Otto Braun versuchte in seiner Rede, der Gedächtnisstätte eine kriegsgegnerische Stoßrichtung zu geben. Er weihte sie der Erinnerung an ein Blutopfer, „wie es [...], so hoffen wir, und dafür wollen wir uns einsetzen, der Gang der Geschichte niemals wieder fordern wird“. Da Braun, der selbst zwei Söhne im Krieg verloren hatte und einer der rigorosesten Verfechter der sozialdemokratischen Burgfriedenspolitik gewesen war, zugleich aber nicht davon absehen konnte oder wollte, die Opfer mit Sinn zu belegen, blieb sein Plädoyer merkwürdig gebrochen. Das „Denkmal selbstloser Hingabe an Volk und Vaterland“ sollte zugleich in höchst ambivalenter Weise die Lebenden dazu mahnen, „den Toten nachzueifern an Opfersinn für das Ganze, das zu tun, was die Würde und die Größe des Menschen ausmacht, dem Volke, dem Vaterlande, dem Staat zu dienen. Dann wird“, so lautete das versöhnliche, in vielerlei Hinsicht deutungsoffene Fazit, „Deutschland niemals untergehen“. Eine mögliche, ja naheliegende Deutung trug anschließend Reichswehrminister Groener vor. Er beschwor die „Größe des Heldentums“ der Gefallenen, denen die Gedenkstätte durch die „heroische Größe ihrer Formen“ ein angemessenes Zeichen setze, und leitete, rückblickend auf die preußisch-deutsche Militärtradition, aus der „Größe der Opfer, die immer neue Generationen gebracht haben, damit Deutschland lebe“, die nun kaum noch republikanisch interpretierbare Handlungsperspektive ab: „Wir wollen dafür sorgen, daß das Erbe des preußisch-deutschen Heeres, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe, der Geist der Pflicht und der Opferbereitschaft nutzbar gemacht wird für die Zukunft der deutschen Nation.“

Das so eingeweihte Denkmal konnte ab 1933, nun als „Ehrenmal deutschen heldischen Sterbens“, weitgehend problemlos in den nationalsozialistischen Gefallenenkult integriert werden. Die zivilen Schutzpolizisten der Republik wurden nach der Machtübernahme durch militärische Posten ersetzt, das Innere der Wache durch ein hölzernes Hochkreuz nach dem Vorbild des Schlageterdenkmals und des Tannenbergdenkmals ergänzt, „zum Zeichen, daß wahres Christentum und heldisches Volkstum zusammengehören“.<sup>32</sup> In dieser Form diente die Neue Wache alljährlich am Heldengedenktag, wie der Volkstrauertag nun hieß, als Ort einer groß in Szene gesetzten einsamen Kranzniederlegung des „Führers“, und während des Zweiten Weltkriegs wurden vor der Wa-

<sup>32</sup> So der preußische Finanzminister Johannes v. Popitz, zit. nach: Tietz, Schinkels Neue Wache, S. 62.



che alle gefallenen und verstorbenen Generäle der Wehrmacht feierlich aufgebahrt.

### *Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus in der DDR*

Trotz ihrer belasteten Geschichte blieb die Neue Wache auch im deutschen Nachkrieg ein zentraler Ort des nationalen Totengedenkens. Die Repräsentanten der DDR gestalteten sie zum zentralen „Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus“ um. In Form und Stil war das Mahnmal keineswegs typisch für den monumentalen politischen Totenkult der DDR. Dennoch führt uns die Geschichte der Neuen Wache zwischen 1945 und 1990 in das Zentrum des historisch-politischen Selbstverständnisses des sozialistischen deutschen Teilstaates.

Zu Anfang war keineswegs ausgemacht, ob das in den letzten Kriegswochen schwer beschädigte Gebäude überhaupt erhalten bleiben würde.<sup>33</sup> Viele Stimmen, vor allem aus den Reihen der Berliner FDJ, plädierten nachdrücklich für den Abriß der Wache, die, wie nicht zuletzt viele Wandschmierereien anzeigten, einen „militaristischen Geist“ atme. Andere, so die städtische Bauverwaltung und auch die Kulturkommission des FDGB, traten ebenso nachdrücklich dafür ein, ein Bauwerk zu erhalten, das „als Kunstwerk einen ganz besonderen Ruf in der Welt genießt“. Die schließlich Anfang der fünfziger Jahre, als nach dem Einsturz der Säulenvorhalle eine Entscheidung unabdingbar geworden war, gefundene Kompromißlösung sah dann die Umwandlung der Neuen Wache in ein „Denkmal der Opfer imperialistischer Kriege“ vor. Abriß?

Dies war in vielerlei Hinsicht eine adäquate Lösung, denn das Gebäude symbolisierte geradezu die kriegerische Entwicklung Preußen-Deutschlands, nicht nur in seiner Geschichte, sondern gerade auch in seiner aktuellen Gestalt. „Wenn ich hier zu bestimmen hätte“, so stellte Heinrich Tessenow schon kurz nach Kriegsende fest, „würde ich dem Bau gar keine andere Form geben. So rampoziert, wie er jetzt ist, spricht er ja Geschichte. Etwas säubern, etwas glätten, und so stehen lassen.“<sup>34</sup>

<sup>33</sup> Vgl. Birgit Spies, Aus einem un abgeschlossenen Kapitel, in: Büchten/Frey (Hrsg.), Im Irrgarten deutscher Geschichte, S. 37–45; Tietz, Schinkels Neue Wache, S. 77–93.

<sup>34</sup> Zit. nach: Tägliche Rundschau, 14. 12. 1945; zur Wirkung vgl. auch Vera Böhm, Nächstes Mal im Nirgendwo, in: Halbach (Hrsg.), Nationaler Totenkult, S. 137–147, hier S. 142 f.

Den Opfern von Faschismus und Militarismus

Die Gedenkstätte war durch den Krieg tatsächlich in einer Weise verändert worden, die den selbstzerstörerischen Charakter des Militarismus deutlicher zum Ausdruck brachte, als es jede künstlerische Gestaltung wohl vermocht hätte: Die Hitze der Flammen eines Bombentreffers hatte den Opferaltar aus schwarzem Granit zu einer unförmigen, mehr runden als kantigen Masse verformt, die nicht nur Tessenow als ausdrucksstarkes Mahnmal für den abgewirtschafteten Militarismus erschien; zeitweilig trug der gerupfte, rußgeschwärzte Kranz wohl dazu bei, diesen Eindruck noch einmal zu bestärken, bevor er 1948 ganz entwendet wurde. Als die Neue Wache in den Jahren 1957–1960 gründlich restauriert wurde, hielt man in einer gewissen Parallele zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche im Westteil der Stadt – weiterhin an der vom Krieg selbst geschaffenen Gestaltung fest. Die nun an der Rückwand angebrachte Widmung erfuhr dabei jedoch eine Bedeutungserweiterung, die inhaltlich zwar durchaus nachvollziehbar war, gleichwohl aber bereits einen Funktionswandel andeutete, der in der Folgezeit zu einer erneuten Umgestaltung führen sollte: „Den Opfern des Faschismus und Militarismus“, hieß es nun in der Propagandasprache des Regimes, so als müsse alles Böse zu einer unauflöselichen Einheit zusammengefaßt werden, der auf der anderen Seite, der guten, ebenso einheitlich unschuldige „Opfer“ gegenübergestellt wurden. Damit verband sich die sinnstiftende Beschwörung, nicht eher ruhen zu wollen, „bis das Vermächtnis der teuren Toten, das in der DDR Erfüllung fand, auch in der Westzone verwirklicht wird“.<sup>35</sup>

Widersprüche

Im militärischen Zeremoniell der Einweihungsfeier deutete sich zugleich an, daß die Problematik Krieg-Militarismus im Gefolge von Wiederaufrüstung und Kaltem Krieg zunehmend in den Hintergrund des Gedenkens rücken würde. So fanden bald auch die zeitweilig entfernten Standbilder der preußischen Generäle auf ihre – allerdings leicht versetzten – Sockel zurück, nun gefeiert als Leitbilder der Nationalen Volksarmee. Als seit der 1. Maiparade im Jahre 1962 schließlich, ähnlich wie unter der Hohenzollernmonarchie, Soldaten des Wachregiments Friedrich Engels vor der Neuen Wache aufmarschierten und mit Stechschritt und Zapfenstreich täglich die Wachablösung zelebrierten, waren das Mahnmal und sein gesellschaftliches Umfeld im Grunde bereits inkompatibel geworden.

Der offensichtliche Widerspruch zwischen dem versinnbildlichten Zusammenbruch des preußisch-deutschen Militarismus im Innern der Wache und dem zunehmend wieder militärisch geprägten Erscheinungsbild des sozialistischen Staates außerhalb des Mahnmals blieb auch der politischen Führung nicht verborgen. Die Neue Wache entspreche nicht mehr, so hieß es nun mit den Worten des Staatsarchitekten Lothar Kwasnitza, „den Repräsentationsforderungen,

<sup>35</sup> So Oberbürgermeister Waldemar Schmidt anlässlich der Einweihung am 8. Mai 1960, zit. nach: Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 6, S. 101.

die unsere sozialistische Gesellschaft an ihre Gedenkstätten stellt“.<sup>36</sup> So faßte das Politbüro der SED den Beschluß, zum 20. Jahrestag der DDR-Gründung am 6. Oktober 1969 eine Neugestaltung des Innenraumes vorzunehmen, die nunmehr die Selbststilisierung der DDR als antifaschistischer Staat beschwor und das Vermächtnis der Opfer von Militarismus und Faschismus auch symbolisch in den Mittelpunkt rücken sollte.

Der eingeschmolzene „Altar“ wurde beseitigt, an seine Stelle traten ein Glas-kubus mit ewiger Flamme sowie Grabmäler des Unbekannten Soldaten und des Unbekannten Widerstandskämpfers. In Urnen beigesetzt wurden, jeweils zusammen mit „blutgetränkter Erde“ von neun Kriegs-Schlachtfeldern und aus neun Konzentrationslagern, die sterblichen Überreste eines im April 1945 gefallenen Soldaten und eines zur selben Zeit bei einem Fluchtversuch erschossenen KZ-Häftlings. Das Erscheinungsbild des neugestalteten Innenraums wurde aber dominiert vom Staatswappen der DDR, das in Form einer Inkrustation an der Rückwand angebracht wurde und die Widmung „Den Opfern des Faschismus und Militarismus“ an die Seitenwände verbannte.

Staatliche Selbstlegitimation

Typisch für den von der heldenhaften Figürlichkeit des sozialistischen Realismus geprägten politischen Totenkult der DDR war das umgestaltete Mahnmal auch in dieser Form nicht.<sup>37</sup> Dennoch und vielleicht gerade deshalb symbolisierte die Wache nun geradezu das offizielle Selbstbild der DDR und zugleich die Geschichtsklitterung, die ihm zugrunde lag. Einerseits brachte sie die Privilegierung der „Antifaschisten“ gegenüber den anderen Opfern der nationalsozialistischen Vernichtungsdiktatur zum Ausdruck, die hier gar keine Erwähnung fanden. Andererseits beinhaltete sie die Exkulpierung der sogenannten Mitläufer, die am Beispiel des gefallenen Soldaten schlicht zu Opfern erklärt wurden. Das problematische Verhältnis zwischen den beiden „Opfer“-gruppen – der Soldat konnte ja der Mörder des Widerstandskämpfers gewesen sein – blieb dabei ebensowenig thematisiert wie die Verbrechen und das Leid, das die deutschen Soldaten über die Völker Europas gebracht hatten. Der sozialistische Staat schien damit nichts mehr zu tun zu haben, dieses Erbe überließ er den vermeintlichen Nachlaßverwaltern von Faschismus und Militarismus im anderen deutschen Teilstaat. Doch wie wir noch heute in der Neuen Wache sehen können, ist auch der politische Totenkult der Bundesrepublik den Problemen des Opferbegriffs und den Versuchungen der Sinnstiftung, in gar nicht so unähnlicher Weise, nicht entgangen.

Problematik des Verhältnisses Opfer - Täter

### *Zentrale Mahn- und Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland*

<sup>36</sup> Zit. nach: Tietz, Schinkels Neue Wache, S. 87.

<sup>37</sup> Vgl. im Überblick Klaus Wegemann, Mahn- und Gedenkstätten der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin<sup>7</sup> 1986.

Seit 1993 fungiert die Neue Wache nun als „Zentrale Mahn- und Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland“ zur Erinnerung an die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft. Die in Form und Inhalt höchst umstrittene Neugestaltung entstand keineswegs in einem geschichtslosen Raum, sie basiert ihrem Wesen nach vielmehr auf den Traditionen des politischen Totenkultes, die sich im westlichen Teilstaat herausgebildet hatten. Sie bedeutete dabei allerdings einen Rückfall in die Erinnerungskultur der frühen Bundesrepublik, denn die im öffentlichen Diskurs und auch im Denkmalsbau vor allem seit den achtziger Jahren hervorgetretene Problematisierung und Differenzierung des politischen Totenkultes fand keine Berücksichtigung. Die aktuelle Neue Wache ist vielmehr geprägt von dem zuvor typischen „Ausweichen in eine abstrakte, allgemeine Form des Gedenkens“,<sup>38</sup> das nicht nur wenig Raum läßt für die Thematisierung von Verantwortlichkeit und Schuld, sondern mit dem christlichen Opfermotiv zugleich auch, wenn nicht Sinn, so doch Versöhnung zu stiften versucht. „Im Frieden, den wir gefunden“, so lautete die typische Inschrift eines Denkmals mit Pietà-Motiv aus den frühen sechziger Jahren, „vergeßt die Tränen die Wunden.“<sup>39</sup>

Traditionen der Gefallenehrung in der Bundesrepublik

Als Ort für offizielle Kranzniederlegungen bei Staatsbesuchen und am Volkstrauertag hatte der Bundesrepublik zuvor eine Gräberanlage auf dem Bonner Nordfriedhof gedient, die dies bereits symbolisierte. Denn hier lagen nicht nur, dem monumentalen Totenkult der frühen Nachkriegszeit entsprechend, der sich weitgehend mit der Hinzufügung der Jahreszahlen 1939–1945 an den Denkmälern des Ersten Weltkrieges beschieden hatte, gewöhnliche Gefallene beider Weltkriege begraben, sondern auch Angehörige der Waffen SS und umgekommene Zwangsarbeiter. Was sich zu Anfang jedoch ohne jede Problematisierung, geradezu wie selbstverständlich, ergab, durchlief in den denkmalspolitischen Debatten der folgenden Jahrzehnte einen tiefgehenden Prozeß der Ideologisierung.

Als sich Anfang der sechziger Jahre Stimmen mehrten, nun doch auch in Bonn ein Denkmal zur Erinnerung an die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges zu errichten, konnte man sich schnell auf das ebenfalls von Schinkel entworfene Anatomiegebäude, später Akademische Kunstsammlung, der Bonner Universität im Hofgarten einigen, denn damit schien zugleich die Erinnerung „an Berlin, die Heimat des anderen mit der Schinkel'schen Bauschöpfung untergegan-

<sup>38</sup> Michael Jeismann, Zeichenlehre. Vom nationalen Kriegsgedenken zum kulturellen Gedächtnis, in: ders. (Hrsg.), Mahnmal Mitte. Eine Kontroverse, Berlin 1999, S. 7–31, hier S. 15; vgl. auch Stefanie Endlich, Zurück in die Fünfziger? Die Neue Wache – ein alter Hut!, in: Halbach (Hrsg.), Nationaler Totenkult, S. 11–26.

<sup>39</sup> Denkmal auf dem Sennefriedhof bei Bielefeld. Vgl. Kai Kruse/Wolfgang Kruse, Kriegerdenkmäler in Bielefeld. Ein lokalhistorischer Beitrag zur Analyse des politischen Totenkultes in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, in: Jeismann/Koselleck (Hrsg.), Der politische Totenkult, S. 91–128, hier S. 123 f.

genen Ehrenmals“ thematisiert.<sup>40</sup> Zeitweilig war hierfür gar eine Art Nachbau der Berliner Tessenow-Gedenkstätte im Gespräch, doch schließlich entschied man sich wegen des Bonner Provisoriums für eine bescheidenere Lösung, eine Gedenktafel. Umstritten war nun aber, wer eigentlich erinnert werden sollte. Während die Soldatenverbände ein ausschließlich den gefallenen Soldaten gewidmetes Gedenken forderten und auch der Volksbund zumindest eine deutliche Trennung zwischen Kriegsoffizieren und Opfern des Nationalsozialismus anstrebte, konnte sich schließlich die von der „Arbeitsgemeinschaft der Kriegsoffer- und Kriegsteilnehmerverbände“ vertretene Auffassung durchsetzen, eine gemeinsame, nicht differenzierende Gedenktafel für alle Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft anzubringen.

Obwohl damit eine von den Soldatenverbänden bekämpfte Aufwertung der nichtsoldatischen Opfer vor allem des Krieges, aber auch der NS-Herrschaft angestrebt wurde, war mit der undifferenzierten Erinnerung an eine Vielzahl unterschiedlicher Opfergruppen aus verschiedenen Kriegen und Gewaltregimen doch zugleich eine höchst problematische, die weitere Entwicklung aber prägende Verwischung aller Spezifika und aller Unterschiede verbunden, die insbesondere in der Ausweitung auf die deutsche Teilung ihren instrumentellen Charakter offenbarte. „Es gab und es gibt nicht nur eine Gewaltherrschaft. Welche ist denn gemeint, nur die vergangene oder auch die gegenwärtige auf der anderen Seite“, fragte etwa der Geschäftsführer der Kriegsoffer- und Kriegsteilnehmerverbände Kießling, um dann für eine generelle Ausweitung der Gedenkstätte zu plädieren, die nun gar „Den Gefallenen aller Kriege/und den Opfern jeder Gewalt“ gewidmet sein sollte.<sup>41</sup> Der Vertreter des Volksbundes begründete die sich schließlich durchsetzende, kaum weniger allgemeine Formel „Den Opfern der Kriege und der Gewaltherrschaft“ mit der Feststellung, sie umfasse „alle Opfer der Kriege, seien es Soldaten, Bombenopfer oder Treckopfer und alle Toten der Gewaltherrschaft, seien es KZ-Opfer oder Euthanasieopfer, die Opfer an der Berliner Mauer, die Opfer der KZ in der DDR usw.“.<sup>42</sup>

Undifferenzierte Opfer-  
ehrerung

Während die NS-Vergangenheit so ins Dämmerlicht historischer Unverbindlichkeit rückte, konnten zugleich alle deutschen Kriegstoten und Gewaltopfer, Soldaten und KZ-Schergen ebenso wie ermordete KZ-Häftlinge und, hier nun im Zeichen des Kalten Krieges viel präziser, Gegner des Stalinismus gemeinsam als Opfer erinnert werden. Als die Gedenktafel 1964 schließlich eingeweiht wurde, legte Bundespräsident Heinrich Lübke einen Kranz zum „Gedenken an die Opfer des Volksaufstandes am 17. Juni“ nieder. Ähnlich erging es

<sup>40</sup> Aus der Begründung des Vorschlags von Dr. Erich Röhlke, zit. nach: Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 6, S. 94.

<sup>41</sup> Aus einem Schreiben von Geschäftsführer Kießling an den Beauftragten des Volksbundes, Oberst a. D. v. Béquelin, 18. 10. 1962, zit. nach: ebenda, S. 96.

<sup>42</sup> Aus einem Schreiben v. Béquelins an die Offizierskameradschaft der ehm. Kgl. Preußischen Feldartillerie Regiment, 5. 3. 1963, zit. nach: ebenda, S. 97.

auch dem inzwischen aufwendig restaurierten Eichenkranz aus der Neuen Wache, den die DDR als Symbol für Militarismus und Krieg nicht zurückhaben wollte. Er kam etwas später auf dem Neuköllner Garnisonsfriedhof zu neuen Ehren, wo er nicht nur der Erinnerung an die Kriegstoten, vor allem die im Osten, gewidmet wurde, sondern gleichrangig dem Gedenken an die deutsche Teilung.<sup>43</sup>

Den zeremoniellen Ansprüchen der Bundesrepublik genügte der enge Platz im Bonner Hofgarten auf Dauer allerdings nicht, und seit 1969 wick man, nun mit der Gedenktafel, erneut auf den Nordfriedhof aus. Als 1977 in Bonn ein Hochbauprogramm der Bundesregierung aufgelegt wurde, begann die Diskussion aufs neue. Nun regte der Volksbund die Errichtung eines zentralen Ehrenmals für die Toten beider Weltkriege an. Es dauerte jedoch mehrere Jahre, bis ein Zusammenschluß aller in dieser Frage engagierten Organisationen gelang, die sich 1983 schließlich das Ziel setzten, die Bundesregierung in ihrer Absicht zu unterstützen, „eine für alle Opfer der Kriege und der Gewalt gedachte gemeinsame Mahn- und Gedenkstätte als Zeichen der Mahnung zum Frieden zu errichten“. Man bezog sich dabei auf einen Vorschlag von Bundeskanzler Helmut Schmidt, der bereits zwei Jahre zuvor angeregt hatte, denjenigen ein Denkmal zu errichten, „die durch die Verbrechen des Dritten Reiches ihr Leben gelassen haben, sei es in den Gefängnissen und Konzentrationslagern, sei es in der Heimat im Bombenkrieg und sei es an der Front des Zweiten Weltkrieges“.<sup>44</sup>

Ein soldatisches Mahnmal?

Es ist bemerkenswert, daß es hierbei noch immer vor allem um die deutschen „Opfer“ ging. Trotzdem hielt die politische Rechte weiterhin daran fest, eine explizit den gefallenen Soldaten gewidmete Gedenkstätte zu fordern, „für die Millionen deutscher Soldaten, die im Osten oder in irgendeiner anderen Himmelsrichtung an unbekanntem Orten begraben liegen“, wie Bundestagspräsident Richard Stücklen von der CSU forderte. Der Volksbund regte 1983 in nicht ganz so enger, ebenfalls aber die Opfer der NS-Herrschaft wie die nicht-deutschen Kriegstoten ausklammernder Formulierung die Errichtung einer riesig dimensionierten „nationalen Gedenkstätte für die Kriegstoten des deutschen Volkes“ an. Doch wie die Widmung war auch das vorgeschlagene Motiv, „eine maßstäblich überzogene Dornenkrone, schwebend oder bodennah“, mit seiner christlichen, die deutschen Kriegstoten implizit gar zu Märtyrern stilisierenden Versöhnungssymbolik inzwischen für eine sensibilisierte Öffentlichkeit nicht mehr akzeptabel und rief, bestärkt durch den verheerenden Eindruck des mißlungenen Bitburger Versöhnungsrituals von Helmut Kohl und Ronald Reagan einerseits, der selbstkritischen Rede von Bundespräsident Richard von Weizsä-

<sup>43</sup> Vgl. ebenda, S. 101 f.

<sup>44</sup> Zit. nach: Bernhard Schulz, Kein Konsens im Land der Menschenketten. Zur Vorgeschichte einer „Zentralen Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland“, in: Stölzl, Neue Wache, S. 173–182, hier S. 177; hier auch die folgenden Zitate.

cker zum 40. Jahrestag der deutschen Kapitulation andererseits, vehemente Widerstände hervor.

Obwohl sich auch Bundesbauminister Oskar Schneider nun entschieden gegen ein „Kriegerdenkmal der herkömmlichen Form und Sinngebung“ aussprach und endlich explizit den Einbezug der nicht-deutschen Opfer forderte, war diese Position in einer über ihre Vergangenheit zutiefst zerstrittenen Gesellschaft nicht mehrheitsfähig; in der größten Regierungsfraktion und den ihr nahestehenden Verbänden nicht, die weiterhin die „Kriegstoten unseres Volkes“ in den Mittelpunkt rücken wollten und zugleich jede Erinnerungsform ablehnten, die, wie der SPD-Abgeordnete Freimut Duve forderte, „so schmerzhaft konkret, so verletzend präzise“ sein müsse, „daß dem der Atem stockt, der plötzlich wahrnimmt, was da alles im Fenster der Erinnerung auftaucht“; aber auch bei vielen Opfergruppen nicht, die wie die Zentralräte der Juden und der Sinti und Roma grundsätzlich kein gemeinsames Denkmal für gefallene Soldaten und für die Opfer des Nationalsozialismus akzeptieren wollten. So wurde das Denkmalsprojekt schließlich auf Eis gelegt, bis Helmut Kohl Anfang der neunziger Jahre die Chance ergriff, nun in Berlin doch noch das zentrale Erinnerungsmahl für die „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ zu schaffen, das in Bonn nicht hatte verwirklicht werden können. Der „Einheitskanzler“ agierte im machtbewußten Stil eines Siegers der Geschichte, und in Berlin gab es zugleich einen historisch vorgeprägten Ort, der sich wie selbstverständlich anzubieten schien: Schinkels Neue Wache.

Weiser wäre es wohl gewesen, der Versuchung zu widerstehen. Zwar hätte eine Besinnung auf die kriegsbezogenen Traditionen der Wache möglicherweise dazu führen können, hier allein der Kriegsoffer zu gedenken und damit zugleich - was vielleicht die glücklichste Lösung gewesen wäre - den Weg frei zu machen für ein gleichrangiges Mahnmal zur Erinnerung an die Opfer der NS-Herrschaft. Statt dessen setzte sich die doppeldeutsche Tradition der allumfassenden Erinnerung an die Opfer von Faschismus und Militarismus oder, noch unspezifischer, von Krieg und Gewaltherrschaft durch, in deren Gefolge wir nun zugleich die gruppenspezifische Aufspaltung der monumentalen Erinnerung an die NS-Opfer erleben.<sup>45</sup>

Die vom Kabinett Kohl nach kurzer Rücksprache mit den meisten Bundestagsfraktionen im Januar 1993 beschlossene und gegen vielfältige öffentliche Proteste durchgesetzte Neugestaltung der Wache ging nicht nur über das DDR-Mahnmal hinweg, sie griff auch nicht auf das Tessenowsche Motiv zurück, das von Kohls Intimus Christoph Stölzl, durchaus zu Recht, als heroisch, militärisch und einschüchternd verworfen wurde. Die statt dessen durchgeführte Neugestaltung des Innenraums symbolisiert in der Tat, soviel darf man immerhin sagen, die für unsere Gesellschaft gültige Abkehr von der Tradition einer

Die Initiative des Einheitskanzlers Helmut Kohl

<sup>45</sup> Vgl. Klaus Kühnei, Die Ideologiekathedrale. Berlins Neue Wache in Geschichte und Gegenwart, in: Halbach (Hrsg.), Nationaler Totenkult, S. 27–53, hier S. 52 f.

positiven Sinnstiftung des gewaltsamen Soldatentodes. Mit guten Gründen aber ist das „Bitburg unter den Linden“,<sup>46</sup> auch in den Zusammenhang einer „Entsorgung der deutschen Vergangenheit“ eingeordnet worden, denn an die Stelle des heroisch-militaristischen Totenkultes ist ein verschleiender Opferkult getreten, der noch weit mehr als das den Opfern von Faschismus und Militarismus gewidmete Mahnmal der DDR die konkreten historischen Zusammenhänge ausblendet und alle Toten zu Opfern nivelliert.<sup>47</sup> „Wie kann ich“, so formulierte der Vorsitzende des Zentralrates der Juden, Ignatz Bubis, die grundlegende Kritik an dem alles nivellierenden Charakter eines „den Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft“ gewidmeten Denkmals, „meiner in Auschwitz ermordeten Nichte Rahel an derselben Stelle gedenken wie einem SS-Mann, der im KZ gemordet hat und im Krieg ums Leben gekommen ist?“<sup>48</sup> Noch dazu, möchte man hinzufügen, zum Lied vom „guten Kameraden“, das weiterhin alljährlich am Volkstrauertag erklingt und die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft implizit aus dem Gedenken ausklammert.

#### Die öffentliche Kritik

Doch die Kritik galt und gilt nicht nur der Widmung, sondern auch der plastischen Gestaltung. An die Stelle des Tessenowschen Altars bzw. des Glaskubus der DDR wurde nun eine mehrfach vergrößerte Kopie von Käthe Kollwitz' Skulptur „Mutter mit totem Sohn (Pietà)“ aus dem Jahre 1937 gesetzt. Was den Protagonisten wohl als gelungene Verbindung sozialistischer Kriegsgegnerschaft (Kollwitz) und christlichen Totengedenkens (Pietà) erscheinen mochte, traf in der Öffentlichkeit nicht nur aus künstlerischen, sondern auch aus inhaltlichen Gründen auf scharfe Ablehnung. Zu Recht, denn die Pietà schließt als christliches Erlösungssymbol nicht nur alle nicht-christlichen Opfer implizit aus dem Gedenken aus. Vielmehr muß das Motiv der um den gefallenen Sohn trauernden Frau auch höchst ungeeignet erscheinen, um an die Toten des Zweiten Weltkrieges und des Nationalsozialismus zu erinnern, zu denen schließlich Frauen und Kinder ebenso gehörten wie soldatische Männer und Söhne.<sup>49</sup>

<sup>46</sup> So Thomas Kuppinger vorausschauend in der taz, 13. 10. 1990.

<sup>47</sup> Vgl. Rudolf Walther, „Volkstrauertag“ oder die Normalisierung im Geist nationaler Verlogenheit: Die neudeutsche Friedhofsordnung, in: Halbach (Hrsg.), Nationaler Totenkult, S. 77–86. Zwar wurden nachträglich zwei weitere Gedenktafeln angebracht, die mit zentralen Wendungen aus der Rede von Bundespräsident Richard v. Weizsäcker zum 40. Jahrestag der deutschen Kapitulation die spezifischen Opfergruppen der NS-Herrschaft benennen, doch der so verschwommene wie problematische Gesamteindruck der Gedenkstätte wird dadurch nur unwesentlich berührt. Walther, S. 80, weist zu Recht auch auf die problematischen Züge in der hochgelobten Rede des Bundespräsidenten hin, in der die Deutschen folgendermaßen zu den eigentlichen Opfern von Krieg und Nationalsozialismus stilisiert wurden: „Während des Krieges hat das nationalsozialistische Regime viele Völker gequält und geschändet. Am Ende blieb nur noch ein Volk übrig, um gequält, geknechtet und geschändet zu werden: das eigene, das deutsche Volk.“

<sup>48</sup> Zit. nach: taz, 20. 3. 1998.

<sup>49</sup> Zur Kritik vgl. bes. Viktoria Schmidt-Linsenhoff, „Ein schlimmes Symptom“ – Käthe Kollwitz in der Neuen : Wache, in: Büchten/Frey, Im Irrgarten deutscher Geschichte, S. 69–74.



Das Denkmal sei eben seiner Form nach, kritisierte der Historiker Reinhart Koselleck treffend, ein „Kriegerdenkmal des Ersten Weltkrieges“, das mit seiner Ausweitung auf alle „Opfer“ von Krieg und Gewaltherrschaft im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts „verschleiert, was geschehen ist“, denn „es senkt die brutale und absurde Wirklichkeit unserer Geschichte ins Vergessen. [...] Im Tod mögen alle gleich sein“, so griff Koselleck ein christlich begründetes Argument für das Denkmal auf, doch „die Art und Weise, wie gestorben wurde, war mehr als verschieden“:<sup>50</sup> Kosellecks Gegenvorschlag für eine Inschrift: „Den Toten - gefallen, ermordet, vergast, umgekommen, vermißt“ weist mit dem Verzicht auf jede Verklärung des Todes möglicherweise einen Weg, wie die zweifellos höchst schwierige gemeinsame Erinnerung an die vielfältigen Opfer des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges hätte monumental gestaltet werden können. Die Regierung Kohl hat indes darauf verzichtet, nach neuen Gestaltungsformen überhaupt nur zu suchen, für Koselleck ein Zeichen, „wie mies und medioker, provinziell und sentimental bei uns die historische Wahrheit unterdrückt wird, die anzuerkennen Teil unserer Selbstdefinition sein müsste.“<sup>51</sup>

Doch so berechtigt dies Urteil in bezug auf die Gestaltung der Neuen Wache ist, gegen die Verallgemeinerung darf Einspruch erhoben werden. Denn als Ensemble - nicht mehr in der planerischen Gestaltung einer monarchisch-militaristischen „via triumphalis“, sondern als Ausdruck der vielfältigen, aber auch widersprüchlichen Initiativen einer lebendigen pluralistischen Gesellschaft – als solches Ensemble spricht die überall präsente Erinnerungskultur gerade in der Berliner Innenstadt doch eine andere Sprache; eine Sprache, die nicht nur den grundlegenden Wandel unserer Einstellung zu Krieg und Soldatentod, sondern auch die Intensität und Qualität der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit in den letzten Jahrzehnten durchaus zum Ausdruck bringt.

Ensemble der Erinnerungskultur

Neben vielem anderen, etwa dem Jüdischen Museum und der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, möchte ich nur zwei unübersehbare Orte hervorheben. Während im Bonn der achtziger Jahre das affirmative Denkmalsprojekt von Volksbund und Bundesregierung nicht zuletzt am Widerstand einer problembewußten Öffentlichkeit gescheitert war, wurde in Berlin mit massivem gesellschaftlichen Druck die große Dauerausstellung und Gedenkstätte Topographie

<sup>50</sup> Reinhart Koselleck, Stellen uns die Toten einen Termin? Die vorgesehene Gestaltung der Neuen Wache wird denen nicht gerecht, deren es zu gedenken gilt. Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 23. 8. 1993, abgedruckt in: Jeismann, Mahnmal Mirte, S. 44–53, hier S. 48, 52; zur internationalen Kritik vgl. Karen E. Till, Stating the Past: Landscape, Designs, Cultural Identity and Erinnerungspolitik at Berlin's Neue r: Wache, in: *Ecumene* 6 (1999), S. 251–283; Siobhan Kattago, Representing German Victimhood and Guilt. The Neue Wache and Unified German Memory, in: *German Politics and Society* 16 (1998), Nr. 3, S. 86–104.

<sup>51</sup> Im Gespräch mit der taz, abgedruckt in: Halbach (Hrsg.), Nationaler Totenkult, S. 107–110, hier S. 108.

des Terrors auf dem Gelände des Prinz-Albrecht-Palais durchgesetzt, das mit Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt die Zentrale des NS-Terrorystems beherbergt hatte.<sup>52</sup> Von herausragender Bedeutung ist schließlich das im Bau befindliche Holocaust-Mahnmal zur Erinnerung an die ermordeten Juden Europas, dessen Verwirklichung nicht nur dem Inhalt nach kompensatorisch zur Neuen Wache interpretiert werden kann,<sup>53</sup> sondern auch unmittelbar mit ihrer Neugestaltung verbunden ist. Denn nur mit dem Versprechen, das Holocaust-Mahnmal zu bauen, ist es Kohl offensichtlich gelungen, den durchaus nicht unwesentlichen Widerstand des Zentralrats der Juden gegen die Neue Wache beiseite zu räumen. „Dafür hat mir Helmut Kohl versprochen, daß es das Mahnmal für die ermordeten Juden geben wird“, stellte Bubis rückblickend klar.<sup>54</sup>

Zweifellos gibt es gute Gründe, die Form und vor allem die nationalsozialistische Zuschreibungen reproduzierende Exklusivität des Holocaust-Mahnmals zu kritisieren. Doch ein unübersehbares Zeichen wird es zweifellos setzen und zugleich die Errichtung weiterer Denkmäler zur Erinnerung an andere Opfergruppen zwingend nach sich ziehen. Wenn man eine grundsätzliche Skepsis hegt, ob es wirklich angemessen und vor dem Hintergrund der monumentalen Sinnstiftungstraditionen des Soldatentodes überhaupt möglich ist, alle Toten von Krieg und Gewalt allein aus den Jahren 1933–1945 in angemessener Form gemeinsam zu erinnern – vom Ersten Weltkrieg und der DDR-Ära ganz zu schweigen –, dann kann man vielleicht doch zu dem gewissermaßen versöhnlichen Schluß kommen, daß gerade das klägliche Scheitern des allumfassenden Opfergedenkens in der Neuen Wache auf eine um so vielfältigere, auch von den kritischen Traditionen der Bundesrepublik geprägte Präsenz der Erinnerung an die nationalsozialistische Vergangenheit verweist.

Vielleicht ist unsere Gesellschaft damit, wie es oft so schön heißt, auch sensibilisiert. Doch wie wir tatsächlich in Gegenwart und Zukunft mit Gewalt und Krieg umgehen, das ist durch Erinnerungspolitik wohl noch nicht entschieden und vielleicht auch gar nicht zu entscheiden. Erst künftige Historiker werden zu beurteilen haben, ob die immer wieder vorgebrachte, wohl nur wegen des Einspruchs der Enkel von Käthe Kollwitz noch nicht verwirklichte Forderung, die Standbilder der preußischen Generäle Bülow und Scharnhorst wieder an ihre angestammten Plätze neben die Wache zurückzustellen, eher als Ausdruck einer museal geprägten Geschichtspolitik interpretiert werden kann oder ob ihr doch auch sinnstiftende, in die Zukunft weisende Konnotationen zugesprochen werden müssen.

---

<sup>52</sup> Vgl. Reinhard Rürup (Hrsg.), *Topographie des Terrors: Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem „Prinz-Albrecht-Gelände“*. Eine Dokumentation, Berlin<sup>12</sup> 2000.

<sup>53</sup> Vgl. dazu Jeismann (Hrsg.), *Mahnmal Mitte*. 48 Zit. nach: taz, 7.0. 3. 1998.

<sup>54</sup> Zit. nach taz, 20.3.1998.